

Johann Löwen

Die Ratte des Warlords Band 2

Freiflug



EK-2 Militär

I.

1. Unter der heißen Sonne Sudans auf einer blutüberströmten Wiese hatte Kepler einer sterbenden Nonne ein Versprechen gegeben. Nachdem er es nun eingelöst hatte, fragte er sich, was er in Europa eigentlich sonst noch sollte.

Von Saint Étienne bis zur luxemburgischen Grenze brauchte er etwas mehr als fünf Stunden. Er hielt am ersten Autobahnrasthof an, den er im Großherzogtum sah. Zum einen hatte er an diesem Tag schon anderthalbtausend Kilometer gefahren, zum anderen hatte er seit dem frühen Morgen nichts gegessen.

Kepler kaute mechanisch an einem Schnitzel, ohne dessen Geschmack richtig wahrzunehmen, und so unaufhaltsam wie die Dunkelheit hinter den Fenstern undurchsichtiger wurde, schwand seine Zuversicht in die eigene Zukunft. Zu seiner Ratlosigkeit gesellte sich mit der Sättigung die Müdigkeit. Nachdem er gegessen und bezahlt hatte, stieg Kepler in seinen Wagen ein, legte die Sitzlehne um und schloss die Augen.

Er wachte drei Stunden später abrupt auf und langte zum Beifahrersitz, um sich zu vergewissern, dass das AWSM immer noch sicher dort lag. Dann erst wurde ihm bewusst, dass er nicht in Afrika war und nicht in einem Jeep saß.

2. Für die restlichen vierhundert Kilometer bis Steinfurt brauchte Kepler knapp vier Stunden. Der Morgen dämmerte über den Dächern seiner Heimatstadt, als er sie erreichte. Das heitere Licht der aufgehenden Sonne kam ihm nicht fröhlich golden, sondern irgendwie blass vor. Der Duft von Kaffee in Omas Küche und die Gewissheit, dass

seine Großmutter dort war, hoben Keplers Stimmung jedoch an. Als er die Küche betrat, drehte sich Oma mit einer Tasse in der Hand von der Anrichte, sah ihn über den Rand ihrer Brille an, lächelte, stellte die Tasse auf den Tisch und deutete Kepler, sich hinzusetzen. Er drückte Oma kurz an sich, bevor er das tat, und sie strich über seinen Kopf. Eine Zeitlang tranken sie schweigend Kaffee und blickten nachdenklich zum Fenster hinaus. Dann sah Oma Kepler plötzlich verlegen an.

"Ach, Dirk, Erinnerst du dich an Katrin Erler?"

Kepler richtete den Blick maßlos erstaunt auf seine Großmutter.

"Was?"

"Ich wollte es dir früher sagen", beeilte sich Oma im Ton einer Rechtfertigung zu erklären, "aber es war alles so stürmisch nach deiner Rückkehr."

"Ist egal", drängte Kepler, "was ist mit Katrin?"

"Sie war vor ungefähr einem Jahr hier", berichtete Oma. "Sie sagte, du hast ihr in Afrika das Leben gerettet. Sie wollte wissen, ob wir etwas von dir gehört haben." Sie lächelte. "Ein sehr nettes Mädchen. Wer ist sie?"

Kepler fragte sich erstaunt, wie Katrin sein Zuhause finden konnte. Dann erinnerte er sich, dass sie seinen Pass gesehen hatte.

"Wir hatten dort was miteinander." Er vermied das Wort Sex. "Aber ich denke, das war nur, weil ich ihr geholfen hatte."

"Nein", widersprach Oma streng, "sie wollte dich wirklich wiedersehen. Sie war sehr traurig, dass du nicht da warst." Sie sah Kepler strafend an. "Aber sie hatte wohl genau damit gerechnet. Sie hat etwas für dich hinterlassen."

Sie erhob sich und ging zum Schrank, in dem sie alles Mögliche aufbewahrte, von Aspirin-Tabletten bis hin zu billigen Scheren, die ihr mal an der Tür aufgeschwatzt wor-

den waren. Sie kramte in einer Schublade, bis sie einen großen braunen Umschlag herausfischte. Sie reichte ihn Kepler und sah ihn neugierig an. Diese Tatsache völlig ignorierend, bedankte er sich knapp und ging in sein Zimmer. Dort setzte er sich auf das Bett und sah auf den Umschlag. Bilder von Katrin flackerten vor ihm auf, und eine halbvergessene Erinnerung an ihre Haut, nicht greifbar, aber zehrend und wehmütig. Er schüttelte sie ab und öffnete das Kuvert. Darin lagen eine DVD und ein kleinerer weißer Umschlag, auf dem sein Name und der Vermerk persönlich standen. Kepler legte die DVD zur Seite und öffnete den kleinen Umschlag.

"Hallo, Dirk", begann Katrins Brief in einer geraden, scharfen Schrift. "Ich wollte dir nochmal Danke dafür sagen, dass du mir das Leben gerettet hast. Und dafür, dass du alles dafür getan hast, damit ich gut nach Hause komme."

Kepler hob den Kopf und sah Katrin am Flughafen in Kaduqli vor sich. Einsam, schutzlos und verloren blickend.

"Und vielleicht kannst du mich nochmal retten. Ich weiß nämlich nichts mit meinem Leben anzufangen. Ich fühle mich verloren, als wäre meiner Existenz der Sinn entzogen worden, zeitweise funktioniere ich nur. Ich kann das Leben dort, mit all seinem Zauber und seiner ganzen Brutalität, nicht vergessen, so viel Elend inmitten der Schönheit verändert einen. Ich frage mich ständig, mit welchem Recht ich gefahrlos über die Straße gehen kann und sauberes Wasser zu trinken habe, warum ich genug anzuziehen habe und zu essen – diese Menschen aber nicht. Ich schäme mich, als würde ich dieses gute Leben auf ihre Kosten führen. Ich muss ständig an Afrika denken, und die Probleme hier erscheinen mir nebensächlich und bedeutungslos. Meine Familie und meine Freunde sagen, ich solle alles vergessen und leben. Ich kann es aber nicht. Ich wollte der Welt zeigen, wie die Menschen dort leiden, aber die

Welt hatte meine Bilder kurz angeschaut, mitfühlend den Kopf geschüttelt – und dreht sich weiter. Und ich mache es mit, fotografiere Ferienparadiese und Models und verdiene sogar gutes Geld damit. Ich spende fast alles für Afrika, doch dadurch wird es nicht besser."

Kepler hatte plötzlich das erste zerstörte Dorf vor Augen, das er im Sudan gesehen hatte. Aufgedunsene Leichen neben armseligen Hütten, einen streunenden Hund. Andert-halb Tage hatte er gewartet, ob nicht vielleicht jemand überlebt hätte und zurückkehren würde. Dann war er mit seinem vollbeladenen Scania zurück gefahren. An diesem Tag war sein Herz wie das von Katrin fassungslos erstarrt. Auch das Kämpfen später mochte richtig gewesen sein, hatte aber überhaupt nichts gebracht. Dafür war er damit sogar reich geworden. Nur daran, mit diesem Geld jemandem zu helfen, für den er damals gestorben wäre, hatte er nicht gedacht. Katrin aber sühnte eine Schuld, die sie gar nicht begangen hatte.

"Du fragst dich bestimm, was dieser Brief eigentlich soll", las er auf der nächsten Seite weiter. "Nun, mir geht es besser, nachdem ich das alles niedergeschrieben habe, und weil ich weiß, dass du mich verstehst. Ich fühle mich dir so sehr verbunden wie keinem anderen Menschen. Ich habe sonst niemanden, ich komme mit keinem mehr klar. Auf der DVD sind Fotos, die ich in Afrika gemacht habe. Vielleicht willst du sie deiner Familie zeigen, damit sie verstehen, wie es dort ist. Und dir will ich etwas geben, das dich immer an mich erinnert. Es ist in einem Extra-Ordner, der nur für dich ist, den kannst du nur auf einem PC öffnen. Das Passwort ist das, was wir uns in der Nacht vor deiner Hütte im Sudan angeschaut haben. Das in diesem Ordner hat meine Erinnerung an dich nicht verblassen lassen. Ich hoffe, dass du in diesem irrsinnigen Krieg nicht gefallen bist, und dass du mich bald anrufst. In Liebe, deine Katrin."

Unter dieser Zeile standen zwei Telefonnummern.

Zum ersten Mal seit Monaten fühlte sich Kepler gut. Katrin war die Rechtfertigung für sein Tun gewesen. Er hatte ihretwegen getötet, aber für sie wäre er auch gestorben. Vielleicht hielt sie ihn deswegen für gut. Er selbst tat es nicht, doch es war ein gutes Gefühl, dass sie es machte. Kepler legte den Brief zur Seite, holte das Handy heraus und tippte die Festnetznummer ein. Es kam sofort die Ansage, dass diese Nummer nicht vergeben sei. Überrascht wählte Kepler die Mobilnummer. Es klingelte lange, er wollte schon auflegen, als endlich abgenommen wurde. Eine Sekunde lang war sein Herz kurz davor, vor Freude zu bersten. Dann zog es sich wieder zu einem Eisklumpen zusammen. Die Frau am anderen Ende der Leitung war nicht Katrin. Und sie wusste nicht, wer Katrin war. Diese Nummer hatte sie seit fünf Monaten.

Katrin, für einen Augenblick so nah, als wenn sie abermals ein Teil von ihm wäre, war wieder genauso fern wie vor einem Jahr. Kepler schaltete den Laptop ein. Die dritte Nummer zum Namen Erler mit der Vorwahl 0431 im Internettelefonbuch stellte sich als die von Katrins Eltern heraus. Ihre Mutter gab knapp die Auskunft, dass Katrin seit sechs Monaten für Greenpeace unterwegs sei. Dann stockte sie und fragte nach, wer anrief.

"Kepler. Ich kenne Ihre Tochter aus Sudan..."

"Dirk Kepler?", hakte die Frau skeptisch nach.

Jetzt war Kepler erstaunt, seinen Vornamen hatte er nicht genannt.

"Ja."

"Ich...", die Frau zögerte, bevor sie weitersprach, "ich danke Ihnen."

"Wofür?", fragte Kepler perplex.

"Dafür, dass Sie meine Tochter beschützt haben."

"Äh... Sie brauchen mir dafür nicht zu danken, Frau Erler."

"Katrिन hatte Sie fürchterlich vermisst. Sie hatte so sehr gehofft, dass Sie zurückkommen würden." Katrins Mutter schwieg. "Aber Sie riefen nicht an. Und sie war so fertig, seit sie von da zurück war." Ihr Ton war voller Abscheu, die sich gegen alles richtete, was mit Afrika zu tun hatte, in ihrer Stimme waren Tränen. "Katrин hielt das irgendwann nicht mehr aus. Deswegen ist sie weg."

"Und nicht zu erreichen?"

Katrins Mutter zögerte einen Moment lang.

"Hören Sie, Dirk..." Sie stockte. "Sie hat jemanden kennengelernt. Und er hat für sie dasselbe getan wie Sie, auf eine andere Art." Sie klang bittend, als würde sie Katrин rechtfertigen wollen. "Sie hat ihren Frieden endlich gefunden, Dirk."

Kepler atmete geräuschlos durch.

"Ist er gut zu ihr?"

"Das ist er." Katrins Mutter klang plötzlich warm. "Sie sind verlobt."

"Liebt sie ihn?", wollte Kepler nur noch wissen.

"Ja."

Die noch vor ein paar Minuten greifbare Möglichkeit, Katrин wiederzusehen, hatte Kepler klargemacht, dass er sie immer noch liebte. Und – wie sehr er das tat. Aber seit er sie zum ersten Mal gesehen hatte, hatte er immer nur gewollt, dass sie frei und glücklich war.

"Wünschen Sie den beiden alles erdenklich Gute von mir."

Katrins Mutter atmete erleichtert durch.

"Danke, Dirk."

Kepler legte auf, sammelte die Blätter des Briefes ein und legte sie in eine der Schubladen seines Schreibtisches. Einige Minuten saß er reglos da.

Er hatte kurz den Keim der Hoffnung gehabt, er hätte dem Schicksal ein Schnippchen geschlagen. So wie damals, als er Abudi kennenlernte. Und so wie er den Gene-

ral kaltblütig erschossen hatte, tötete Kepler jetzt seine Liebe zu Katrin. Aber dieses Mal war es schwerer, loszulassen, und er staunte darüber. Im Sudan hatte es keine Zukunft für ihn und Katrin gegeben. Hier wäre sie vielleicht möglich gewesen, aber die Umstände hatten es nicht zugelassen. Es war auch besser so. Im Sudan war es eine extreme Situation gewesen. Obwohl sie dort einander sehr nah gewesen waren, unter normalen Umständen wäre es zu wenig für eine dauerhafte Bindung. Es wäre ein Dilemma geworden, in dem Katrin nur noch mehr verletzt worden wäre, und zwar mehr als er. Jetzt hatte sie eine Chance, mit ihrem Trauma fertig zu werden. Kepler selbst hatte zwar keine solche Möglichkeit, aber er war nicht enttäuscht darüber. Wenn man sich über seine Optionen im Klaren war – und er hatte eine exzellente Ausbildung dahingehend genossen, seine Optionen zu erkennen – konnte man jeden Schmerz mit etwas Übung ausschalten. Dann war es irrelevant, wie sehr man etwas gewollt hatte. Wenn man es nicht bekam, tat es trotzdem nicht weh, es härtete ab. Das war vielleicht nicht richtig und ganz bestimmt machte es einsam. Aber Kepler war Einsamkeit gewohnt. Solchen wie ihm war es einfach nicht bestimmt, Liebe zu bekommen. Oder sie halten zu können. Oder sie richtig zu erwidern.

Die Indolenz war eine Gnadengabe. Kepler konnte Katrin loslassen. Sein Gedächtnis, das er seit der Kindheit beständig trainierte, war nicht immer ein Segen. Denn Katrin zu vergessen – das hatte Kepler nie vermocht.

3. Jens hatte im Gegensatz zu Kepler schon immer etwas aus den Veränderungen in seinem Leben machen können. Die letzte bereitete ihm Glück. Seine Welt war immer sehr klein gewesen, sie umfasste nur Sarah, Oma und seine Arbeit. Jetzt war sie um ein kleines Wesen erweitert, das alles andere in Jens' Wahrnehmung an den

Rand drängte. Er ging in seinem Sohn schlicht auf. Er schwadronierte darüber, dass die Männer in der Familie nun in der Überzahl waren, und warf Sarah vielsagende Blicke als Andeutungen zu, diese Entwicklung fortzusetzen zu wollen. Sarah sah ihn wie ein kleines Kind an, schüttelte den Kopf und gab ihm Robert, damit er ihm die Windeln wechselte. Jens, im Gegensatz zu jedem anderen Mann, den Kepler kannte, machte sich freudig an die Aufgabe, um anschließend – freiwillig – dem Kleinen das Fläschchen zu geben, ihn in Schlaf zu bringen. Sobald er das Zimmer verließ, lächelten sich Sarah und Oma zufrieden zu, dann starrten sie Kepler solange an, bis er sich verzog.

Kepler gönnte Jens die Freuden des Vaterseins von Herzen. Aber er hatte das Gefühl, dass er sich mittlerweile außerhalb der Welt seines Bruders befand. Seit Jens das neue Leben in den Händen hielt, war für ihn das Töten im Allgemeinen und Keplers Beruf im Besonderen überhaupt nicht mehr hinnehmbar. Und Kepler selbst als ehemaliger Söldner anscheinend auch nicht. Jens sagte nie etwas, verbarg seine Ablehnung aber auch nicht. Einmal wollte Oma Kepler am Mittagstisch über Afrika ausfragen, da stand Jens nach nicht einmal zwei Minuten auf und ging mit verletzt angewidertem Gesichtsausdruck weg. Kepler nahm hin, dass er seinem Bruder nur noch deswegen – vielleicht – etwas bedeutete, weil sie biologisch miteinander verwandt waren.

Eigentlich war es Kepler gleichgültig, dieses Verhalten begegnete ihm nicht zum ersten und mit Sicherheit nicht zum letzten Mal. Egal wofür Soldaten ihr Blut vergossen, sie wurden immer dafür beschuldigt, auch wenn es ihr eigenes gewesen war. Viele zerbrachen daran oder kehrten ihre Überzeugungen ins Gegenteil um. Diese Gefahr sah Kepler bei sich selbst nicht, nur war es für ihn zum ersten

Mal ungewohnt, damit zurechtzukommen, weil die Ablehnung von seinem eigenen Bruder kam. Aber eigentlich war es ihm egal. Weil Oma ihn nach wie vor trotz allem bedingungslos liebte. Und weil Sarah ihn auch liebte.

Aber anscheinend befürchtete sie, dass Jens' Abneigung berechtigt sein könnte.

An einem warmen Samstag organisierte sie ein Familiengrillen in Omas Garten. Kepler und Jens gingen einander dabei wie in letzter Zeit üblich aus dem Weg, aber es war trotzdem ein guter Tag geworden. Nachdem Oma ins Bett gegangen war, schickte Sarah ihren Mann mit dem Kleinen nach Hause und blieb bei Kepler. Eine Zeitlang tranken sie bedächtig Bier, dann steckte sich Kepler eine Zigarette an. Sarah rümpfte die Nase, weil der Rauch zu ihr herüberwehte.

"Dirk?", begann sie zögernd. "Was hast du in Afrika wirklich gemacht?"

Kepler blickte zu ihr und fing aus einem plötzlichen Impuls heraus an zu erzählen. Er begann damit, warum er die Bundeswehr verlassen hatte, wie die Schlägerei passiert war und wie er für World Vision gearbeitet hatte. Er erzählte, was er dabei empfunden hatte, über seinen Unmut und das Gefühl der Machtlosigkeit, das immer stärker an ihm gezehrt hatte.

"Das kann ich nicht nachvollziehen", unterbrach Sarah ihn irgendwann.

Sie sagte es schuldbewusst, aber auch misstrauisch und verständnislos. Katrin hatte recht, war man nicht da gewesen, konnte man es nicht begreifen.

"Ich glaube, ich kann es dir zeigen." Kepler erhob sich. "Warte kurz."

Leise und vorsichtig, um Oma nicht zu wecken, ging er in sein Zimmer. Er sah Licht unter der Tür von Omas Zimmer und hörte ihre leise Stimme, aber die Worte konn-

te er nicht verstehen. Er blieb verwundert stehen, bis er sich erinnerte. Oma betete vor dem Schlaf, wie sie es ihr ganzes Leben lang getan hatte.

Kepler holte seinen Laptop und Katrins DVD und ging zurück. Es dauerte einige Zeit, bis der Computer hochgefahren war und die DVD geöffnet hatte. Im Menü waren hunderte Bilder und ein Ordner. Kepler klickte das erste Bild groß, sah es an und rückte seinen Stuhl an den von Sarah.

"Hier, vielleicht kannst du es so besser verstehen."

Kepler war von berufswegen ein sehr guter Beobachter, und er war viel länger in Afrika gewesen als Katrin, aber manches hatte er nie so wahrgenommen wie sie es vermocht hatte. Jetzt erst verstand er, was er damals nur gesehen hatte.

Wie die Augen der alten Nubafrau, die an der Kamera vorbei in die Weite blickte. Obwohl teilweise im Schatten der Hütte, sah Kepler darin die Freude über das kleine bisschen Geld und den verletzten Stolz, darauf angewiesen zu sein, die Hoffnung, dass der Weiße ihr und ihrem Volk helfen würde, die tiefe Entschlossenheit, es selbst zu tun, und die Ohnmacht, es nicht zu können. Wie die Augen eines Mädchens, das wohl zum ersten Mal in seinem Leben in eine Kamera blickte. Da waren kindliche Neugier – und eine Erkenntnis über das Leben, die in den Augen einer Sechsjährigen niemals sein durfte.

Katrin konnte die Seele des Augenblicks auf den Film bannen, gerade, schnörkellos, direkt. Als wenn sie den magischen Blick hätte, die Fähigkeit, die Wahrheit hinter dem Motiv zu sehen – und sie zu zeigen. Ihre Bilder hatten eine ungeheuchelte Wirkung, weil sie nicht gestellt waren. Katrin nahm Dinge wahr, die anderen verborgen blieben. Aber in Afrika war dieses Verborgene nicht nur schön gewesen, und damit war Katrin nicht klargekommen. Deswegen blutete ihre Seele und schrie verzweifelt. Katrins

Magie war ihr Fluch geworden.

Kepler sah Sarah an. Noch vor einer Stunde hatte sie gelacht und ihn aufgezogen, nun glitzerten Tränen in ihren Augen. Sarah bemerkte seinen Blick und nahm seine Hand. Sie drückte sie immer stärker zusammen, je mehr Bilder sie ansah. Als sie fertig war, lehnte sie sich in ihrem Stuhl zurück und atmete einige Male mit geschlossenen Augen tief durch.

"Diese Bilder sind überwältigend. Wenn ich sie ansehe, dann sehe ich...", sie suchte nach passenden Worten, "das Leben selbst. Ich verstehe es nicht und begreife es nicht, aber ich sehe es."

"Mir geht es genauso", erwiderte Kepler ehrfürchtig. "Ich habe dasselbe gesehen wie Katrin, aber ich habe es nie so wahrgenommen."

"Doch", widersprach Sarah. "Hast du, mit deinem Herzen. Für dein Auge ging es nur zu schnell, und du bist nicht geübt darin, das zu realisieren." Sie lächelte leicht. "Ich würde mit einem Teleskop daneben ballern, aber für dich ist es nichts, ein Ziel auf tausend Meter zu treffen. Das ist auch eine Kunst."

Kepler sah sie schief an.

"Ne. Ich bin nur ein böser fingerfertiger Handwerker."

"Fotografie ist aber auch Handwerk."

"Nicht das da", widersprach Kepler. "Katrin ist eine Koryphäe. Ich muss wissen und rechnen. Sie kann es sofort sehen – im Bruchteil einer Sekunde."

Sarah lächelte. Als würde seine bedingungslose Anerkennung und Bewunderung von Katrins Können, Sarah stellvertretend für Katrin gut tun. Als würde sie sich Katrin verbunden fühlen, obwohl sie sie nie gesehen hatte. Dafür war Kepler seiner Schwägerin unendlich dankbar.

"Wer ist diese Katrin, Dirk?"

Kepler zögerte kurz.

"Die wohl schönste Erinnerung in meinem Leben."

Sarah sah ihn aus verengten Augen an, sie kannte ihn mehr als gut.

"Sie ist eher die Liebe deines Lebens, du Idiot. Sie ist ein heller Stern, der deine kümmerliche Existenz erleuchtet hat."

"Sie ist es gewesen, Sarah", erwiderte Kepler. "Es ist längst vorbei."

Sarah sah ihn schief an.

"Von wegen. Du hast dich mit anderen getröstet, das ist alles."

"Mann tröstet sich nicht, wenn es nichts zu vertrösten gibt", belehrte Kepler seine Schwägerin. "Mann zerstreut sich allerhöchstens mal."

"Diese Behauptung ist nur der Versuch einer eloquenten Umschreibung für deine verzweifelte Selbstbeschwörung", fuhr Sarah ihn an.

"Du weißt noch, dass ich Indolenz habe?", erinnerte Kepler sie.

"Ich meine es ernst", wies Sarah ihn zurecht.

"Ich auch. Was soll ich auch sonst machen?"

"Steh auf und geh sie suchen, du zynischer Betonklotz!"

"Habe ich schon getan. Aber sie hat ihre wahre Liebe mittlerweile gefunden."

"Und deswegen bist du über sie hinweg?", hakte Sarah nach.

"Klar", meinte Kepler, zuckte die Schultern und nickte.

"Endgültig? Du bist dir da ganz sicher, ja?", vergewisserte sich Sarah.

"Eh, Maus, ich habe jahrelang ein einmetervierzig langes Endgültigkeitsgerät mit mir herumgetragen. Wenn hier einer was von endgültig versteht, dann ich."

Sarah hörte an seinem Ton, dass er nicht gewillt war, noch weiter über Katrin oder Gefühle zu sprechen, es war alles gesagt worden, falls es etwas zu sagen gegeben hatte. Aber Sarah interessierte sich auch für seine ganze Ge-

schichte.

"Und was hast du mit diesem besagten Endgültigkeitsgerät alles gemacht, außer es herumzutragen?"

Kepler erzählte seine Geschichte weiter. Sarah unterbrach ihn nicht mehr, anscheinend verstand sie jetzt, warum er an der Ohnmächtigkeit des Helfens verzweifelt war, warum er das meiste von dem, was Oma ihm beigebracht hatte, abgestreift hatte, warum er, um für hilfsbedürftige Menschen sorgen zu können, getötet hatte. Kepler verschwieg nichts. Er war nicht stolz auf sein Tun, aber mit seiner Hilfe hatten Menschen Frieden und eine Perspektive gehabt. Dann verschwand das alles wegen einigen zusätzlichen Dollars, und er war nicht imstande gewesen, etwas dagegen zu tun. Nachdem er erzählt hatte, warum er Abudi getötet hatte, zündete er eine Zigarette an. Wie Kobi ihn aufgespürt hatte und den Kampf mit den Piraten beschrieb er mit nur wenigen Worten.

"Wie viele Menschen hast du getötet, Dirk?"

Kepler blies den Rauch aus und sah Sarah an.

"Es sind fast vierh..." Er brach ab. "Sehr viele."

"Hast du auch jemanden exekutiert?"

"Ein paar."

"Wen?", verlangte Sarah zu wissen.

"Kobi, die Piraten, zwei Drogenhändler."

"Und diesen Jungen..."

"Und den Jungen, ja", sagte Kepler offen. "Ich habe ihm neun Kugeln in die Brust gejagt, noch bevor er auf der Erde aufschlug."

"Wie alt war er?"

"Dreizehn vielleicht."

"Und er war ein Kindersoldat?"

"Ja."

"Hast du je Zivilisten umgebracht?"

"Niemals, Sarah", antwortete Kepler fest. "Ich bin Soldat, kein Schlächter, ich habe getötet, nicht gemordet. Du und

Oma, ihr habt mir beigebracht, was richtig ist. Ich habe Abudi erschossen, um nicht Unschuldige töten zu müssen."

"Und, meinst du, seine Nachfolger ließen die Leute unbehelligt?"

"Nein", antwortete Kepler gehässig. "Was, was hättest du denn an meiner Stelle getan?" Sarah blickte betroffen zur Seite und schwieg. "Ich hatte geglaubt, dass Abudis Vorhaben funktionieren würde, und dafür war ich bereit zu sterben", sagte Kepler leise. "Ohne ein Ziel macht mein Leben zwar keinen Sinn, aber mein Tod hätte auch keinem etwas genutzt, und ich wollte mein Leben nicht für einen zwar hehren, aber sinnlosen Grund wegschmeißen." Er sah Sarah an. "Jede Nacht träume ich, dass ich Abudi nicht erschießen musste, dass er es nicht getan hätte. Dann wache ich auf." Die Erinnerung an den verhängnisvollen Tag in der Mission drückte wieder einmal seine Brust zusammen. "Manchmal quält es mich. Nicht, dass ich getötet habe, sondern, dass ich damit letztendlich nichts erreicht habe." Er sah zu Boden. "Vielleicht wäre ich doch besser dort geblieben. Dann wäre ich jetzt tot und müsste nicht darüber nachdenken."

Sarah sah ihn mitfühlend an.

"Sag nie wieder so etwas. Du hast nicht versagt. So wie ich es verstanden habe, war es doch so, dass es in Abudis Gebiet sicherer und besser war, als sonst wo im Land. Das war auch dein Verdienst. Dass Abudi anders wurde, dafür konntest du nichts. Du hast jemandem geholfen." Sie legte ihre kleine Hand auf Keplers Schulter. "Denk an Katrin."

"Der Gedanke lässt mich weitermachen. Ich weiß nur nicht, wie lange noch."

Sie schwiegen, während die Dunkelheit auf sie herabsank. Kepler starrte in die ausglühenden Kohlen im Grill und wünschte, er würde seine Erlösung finden.

"Bist du mal angeschossen worden?", fragte Sarah und

deutete auf die Weste.

Das Abzeichen der Ratcompany hatte Kepler nach der Rückkehr wieder an die Weste angenäht, einige Zentimeter neben dem Einschussloch des Projektils, das ihn in der Mission getroffen hatte. Kepler hatte das Loch zwar auch gewissenhaft zugenäht, aber eine Frau sah so etwas trotzdem. Sarah blickte ihn erschrocken an, als Kepler sagte, dass er von einer AK-Kugel getroffen wurde. Er beruhigte sie, er hatte davon nur einen monströsen blauen Fleck gehabt. Sarah fragte, ob es das einzige Mal gewesen war. Kepler verneinte und dachte daran, dass wenn er sich im Sudd in die andere Richtung gedreht hätte, er wahrscheinlich nicht am Arm getroffen worden wäre. Aber letztendlich war es egal, er war mit dem Leben davongekommen.

"Tat es weh?", fragte Sarah.

"Nicht besonders."

"Darf ich die Wunde sehen?"

Kepler zog die Weste und das Hemd aus. Die Narbe war im fahlen Licht, das von der Tischlampe hinter dem Fenster in den Garten fiel, kaum zu sehen. Sarah streckte die Hand aus und berührte die milchig-weiße Haut. Ihre kleinen Finger fuhren vorsichtig und zärtlich darüber.

"Ich bin froh, dass du wieder da bist, Dirk", sagte sie dann schlicht.

Kepler starrte sie einen Augenblick lang verwundert an.

"Was ist?", fragte Sarah.

"Ich kam immer gut damit klar, was ich getan habe. Aber eigentlich war es pervers, weil ich es nicht geschafft habe, Gutes auf eine andere Weise als mit der Knarre zu machen. Deswegen verstehe ich Jens sehr gut." Kepler atmete durch. "Dich verstehe ich nicht. Du hast mir zugehört und mich trotzdem nicht aus dem Haus gejagt." Er sah seine Schwägerin mit der ganzen Liebe an, die in ihm war. "Ich danke dir."

Sarah nahm seine Hand und sah ihn an.

"Ich liebe dich doch, mein Kleiner", flüsterte sie.

4. Oma war eine wundervolle Frau, aber manchmal vergaß sie, dass Kepler doch schon etwas älter war. Das lag vielleicht daran, dass nur noch er allein bei ihr wohnte. Oma war es gewohnt, ständig jemanden um sich zu haben, und Jens' Sohn befand sich nicht permanent in ihrer Reichweite. Wohl deswegen beschloss die alte Dame, Kepler von morgens bis abends zu betüddeln. Er ertrug ihre Fürsorge zwei Tage lang, dann hielt er es nicht mehr aus. Um Oma von gutgemeinten Attacken auf sein Leben abzuhalten, verkündete er, Arbeit suchen zu wollen. Oma gefiel das sehr, es war wohl ihrerseits genauso beabsichtigt gewesen. Sie ließ ihn halbwegs in Ruhe. Kepler wollte sich erst entspannen und es vor sich hin schieben. Aber dann traute er Oma nicht, sie blickte zu sehr wie früher. Nicht boshaft, nur mit der Idee einer Überraschung, als wenn sie sein Leben in die Hand nehmen und ihn zum Glück zwingen wollte. Kepler fragte sich, was sie eigentlich beabsichtigte, aber ihm fiel nichts ein, was sie tun könnte. Sein Unbehagen blieb dennoch. Vielleicht wollte sie ihn einfach nur an Arbeit kriegen, an die alte deutsche Tugend. Aus diesem Grund telefonierte Kepler gewissenhaft herum, bis er eine Vermittlungsagentur fand, die Leute mit seinen Qualifikationen betreute. Er versprach sich nicht viel davon, Oma schon. Kepler machte einen Termin und fuhr nach Münster, wo die Agentur ihren Sitz hatte.

Der Berater präsentierte ihm eine Reihe von Möglichkeiten. Kepler wollte wieder zur Bundeswehr, zur Not als Angestellter bei der Wehrtechnischen Dienststelle. Allerdings war er dafür zu alt, die stellten niemanden ein, der älter als zweiunddreißig war. Kepler nahm sich vor, durch seinen ehemaligen Vorgesetzten trotzdem bei der WTD anzufragen, sollte Oma sich treu bleiben und ihm in dieser Sache nachsetzen. Eine andere Möglichkeit war die Be-

schäftigung bei Heckler und Koch, Walther oder einem anderen Waffenhersteller. Für solche Unternehmen könnten seine Erfahrungen aus Afrika nützlich sein. Der Berater bestätigte diese Überlegungen, ohne jedoch zu optimistisch zu werden, was Kepler gut gefiel. Er bedankte sich für die Ideen und Vorschläge und kam mit dem Berater überein, dass der für ihn die entsprechenden Kontakte herstellen würde. Damit war das Gespräch beendet.

Die B54 war voll, Kepler kam nur mühsam voran und hatte das Gefühl, jede Ampel rot zu erwischen. Es dauerte eine geschlagene Stunde statt den normalerweise üblichen dreißig Minuten, bis er zu Hause war. Er blieb im Auto sitzen und überlegte, ob er Lust hatte, fernzusehen. Es mit Oma zu tun hatte einiges für sich, aber sie würde irgendeinen Heimatfilm im Dritten sehen wollen, oder eine Liebes-schnulze. Da die alte Dame das Kommando über die Fernbedienung hatte, und zwar absolut, entschied sich Kepler nach langem Zögern gegen den Fernsehabend mit ihr. Er fuhr weiter nach Rheine ins Citykino und sah sich dort einen Actionstreifen an. Der Film war um zehn Uhr abends angefangen und gegen Mitternacht zu Ende, und er war nicht besonders gut gewesen. Während Kepler nach Hause fuhr, bedauerte er, nicht doch mit Oma ferngesehen zu haben.

In der Küche brannte unüblicherweise für diese Uhrzeit das Licht und Kepler hörte zwei weibliche Stimmen. Der Anstand, den Oma ihm jahrelang mühevoll anezogen hatte, verlangte, dass er den Besuch begrüßte. In der Küchentür blieb er aber wie angewurzelt stehen. Oma saß am Tisch, beim Tee, mit Melissa.

Kepler hatte die schöne Staatsanwältin, die ihn nach seiner Rückkehr aus Sudan verhört hatte, nicht vergessen. Weil sie sich nicht gemeldet hatte, war er davon ausgegangen, dass er sie bei ihrem privaten Treffen in der Bar

erschreckt hatte. Anscheinend hatte Melissa jedoch nur etwas Zeit zum Überlegen gebraucht. Allerdings schien sie mit den Folgen, die aus ihren Entscheidungen resultierten, konsequent umzugehen. Zumindest insoweit, dass sie jetzt hier war.

Die Frauen hörten nicht, dass er hereingekommen war, sie waren in ein Fotoalbum vertieft. Wenn Oma einer fremden Person die Familienfotos zeigte und auch noch mit glänzenden Augen Geschichten zu jedem davon zum Besten gab, dann hatte sie denjenigen so ziemlich ins Herz geschlossen. Kepler war beinahe fassungslos. Normalerweise war Oma recht sparsam mit solchen Beweisen ihrer Gunst. Und jetzt hatte sie eine Menge Spaß, das sah Kepler deutlich. Ein kurzer Stich der Eifersucht durchzuckte ihn beim Anblick von Omas geröteten Wangen. Dennoch fasziniert lauschte er dem Gespräch.

"War er schon immer so... quadratisch irgendwie?", fragte Melissa gerade.

"Seit er dieses unsägliche Karate treibt", teilte Oma ihr mit.

Kung-Fu, korrigierte Kepler im Stillen.

"Wie lange schon?", wollte Melissa wissen.

"Seit er acht oder neun ist."

Neun, erinnerte Kepler sie stumm. Na, Oma, verdrängst du da etwas?

Melissa begutachtete indessen eingehend ein Foto.

"Er sah richtig süß aus. Nur blicken tat er schon damals so grimmig wie jetzt."

"Wenn er was gut kann, dann das", bestätigte Keplers Großmutter.

Toll, Oma, danke, würgte er fast.

"Sonst nichts?", fragte Melissa lächelnd.

"Doch, schon", gab Oma gespielt widerwillig zu. "Er ist klug, sehr belesen, spricht zehn Sprachen..."

Zwölfeinhalb, stellte Kepler richtig.

"...dieses Karate..."

Kung! Fu! Immer noch! Aber es sind erst fünfundzwanzig Jahre, sie lernt es noch schon, ganz bestimmt, beruhigte sich Kepler sogleich.

"...kann er sehr gut...", bescheinigte Oma.

Danke sehr, honorierte Kepler ihre widerwillige Objektivität.

"Er war ein guter Soldat", fuhr seine Großmutter ernst fort.

Kepler stierte sie verblüfft an. Dass sie ihm das als Tugend anrechnete, das wunderte ihn dann doch.

"Und er hat das Herz am rechten Fleck."

Diesen Satz hatte Oma ohne nachzudenken und überzeugt ausgesprochen.

"Hatte er viele Freundinnen?", erkundigte sich Melissa.

Oh-oh, dachte Kepler alarmiert.

"Einige", meinte Oma in eisigem Ton, dabei klang *zu viele* deutlich durch.

Jetzt kommt's, mutmaßte Kepler.

Melissa war der Umschwung in Omas Stimme nicht entgangen. Sie blickte Keplers Großmutter interessiert an. Aber die brauchte keine Ermunterung. Wie entfesselt begann sie, sämtliche Fettnäpfchen aufzuzählen, in die Kepler in seinen Beziehungen je getreten war. Als sie anfang über Monika zu sprechen, beschloss er einzuschreiten, mittlerweile wurde es ihm zu persönlich. Außerdem könnte so etwas seine Chancen bei Melissa verringern. Er hustete. Oma brach überrascht ab. Sie und Melissa drehten die Köpfe allerdings recht gelassen zu ihm. Omas Blick war spöttisch und etwas undefinierbar.

"Hallo", sagte Melissa leichthin.

"Hallo. Was tust du hier?", erkundigte sich Kepler barsch.

"Junge, begrüßt man so lieben Besuch?", fragte Oma sogleich entrüstet.

Kepler ignorierte ihren Blick und stierte weiterhin abwartend zu Melissa. Sie lächelte ihn gewinnend an.

"Ich dachte, ich sehe mal nach, wie es dir so geht."

"Einfach so?", zweifelte Kepler spitz. "Und auch noch zu Fuß?"

"Nein", erwiderte Melissa. "Ich bin mit dem Zug gekommen."

"Wieso hast du nichts gesagt? Ich hätte dich gern vom Bahnhof abgeholt."

"Ich wollte dich überraschen. Ich dachte, du würdest dich freuen."

"Junge...", mahnte Oma, weil Kepler eine Sekunde lang nichts sagte.

"Ich freue mich", behauptete er daraufhin eisig. "Hefigtst."

"Dann komm her und setz dich endlich hin", befahl Oma.

Kepler gehorchte unter Melissas amüsiertem, leicht abschätzigem Blick. Er sah auch, dass sie nur mit Mühe das Lachen zurückhielt.

"Na, mach weiter", lud er ein.

"Was denn?", fragte Melissa mit einem unschuldigen Augenaufschlag.

"Was du bei Oma gelernt hast. Wirf mir irgendetwas vor, die Inflation oder das Wetter." Kepler machte eine Pause. "Aber eigentlich könnt ihr Frauen nichts dafür, es ist bei euch angeboren, oder? Nur – wir können auch nichts dafür."

Melissa konnte sich nicht halten und prustete. Kepler warf einen warnenden Blick auf Oma, bevor sie etwas sagte. Sie sah zurück, als wenn nichts wäre.

"Junge, möchtest du gerne einen Tee?", erkundigte sie sich.

"Jo. Und einen Keks", brummte Kepler. "Mit Nutella."

"Ach herrje." Oma erhob sich kopfschüttelnd. "Sind wir aber leidig heute."

"Wenn du gerade Pluralis Majestatis verwendest – ja, das sind Wir", gab Kepler zurück. Oma stellte ihm lächelnd eine Tasse mit Tee und den Brotaufstrich vor. "Danke, Oma", bedankte er sich kühl.

"So ist er", beschwerte sie sich bei Melissa ergeben. "Habe ich ja gesagt."

"Er ist gar nicht sooo schlecht..."

"Ja", stimmte Oma gespielt widerwillig zu, "man kann was mit ihm anfangen."

"Hey, ich bin noch hier", intervenierte Kepler. "Zieht hinter meinem Rücken über mich her, nicht, während ich da bin." Melissa und Oma lachten unisono auf. Er sah seine Großmutter an. "Oma, geh ins Bett. Ich kriege es bestimmt richtig gut alleine hin, mich zu blamieren. Nach deiner Vorarbeit ganz gewiss."

"Genau das habe ich auch vor", setzte Oma ihn von oben herab in Kenntnis.

An der Tür drehte sie sich um und sah ihn warnend an. Kepler warf einen Blick auf Melissa, die sofort leicht rosa wurde, und glotzte Oma seelenruhig an.

"Fernsehen dürfen wir aber schon zusammen?", erkundigte er sich.

"Nur die öffentlich-rechtlichen", erbarmte sich Oma.

"Da laufen um die Zeit teilweise auch ziemlich versaute Sachen."

Oma hielt seinem Blick mühelos stand. Mit warnend erhobenen Augenbrauen.

"Dirk", meinte sie lediglich.

Immer musste sie das letzte Wort haben. Aber Kepler hatte eigentlich gar keine Lust mehr auf Rebellion, ohne sie löste man Probleme viel besser.

"Schon gut, Oma."

"Macht nicht zu lange", setzte Oma eins drauf. "Dein Tee wird kalt, Junge."

"Danke, Oma", bedankte sich Kepler nochmal.

Mehr dafür, dass sie in einer unerklärlichen Anwallung überirdischen Erbarmens ihn nicht an seine morgige Pflicht einzukaufen erinnert hatte. Er wusste, dass er diese großzügige Geste dreifach würde wiedergutmachen müssen. Oma bestätigte seine Vermutung mit einem Nicken und entschwand.

Melissa wartete, bis sie außer Hörweite war.

"Sie ist so direkt wie du", stellte sie dann dennoch recht leise fest.

"Andersrum", korrigierte Kepler. "Sie ist mein Vorbild."

"Hat sie etwas gegen mich?", fragte Melissa unschlüssig.

"Nein, sie hat dich gern."

"Wirklich?"

"Ja doch", wischte Kepler ihre Bedenken beiseite. "Sie hat dir die Fotos gezeigt. Das tut sie nicht bei jedem, der hier zufällig hereinschneit."

"Wieso ist sie dann so dagegen?", fragte Melissa verwundert.

"Omi ist eine konservative Katholikin. Ohne Trauschein läuft bei ihr nichts."

Die Antwort schien Melissa nicht besonders gefallen zu haben.

"Wieso war sie mit deinem Bruder anders?"

"Ist sie nicht und war sie noch nie. Sie hat lediglich nur ein wenig mehr als zwanzig Jahre gebraucht, aber letztendlich hat sie gewonnen, Jens und Sarah sind jetzt verheiratet", stellte Kepler klar. "Oma gewinnt meistens."

"A-ha", kommentierte Melissa.

Das hatte enttäuscht geklungen. Kepler fand das gut.

"In manchen Dingen bin ich gegen Oma immun", versicherte er.

"Und warum ist das so?", interessierte sich Melissa.

"Äh... in Omas milder Sprache ausgedrückt – ich war und bin ein Schlingel."

"Das hat sie nicht gesagt."

"Sondern nur Gutes über mich erzählt, wie ich sie kenne", mutmaßte Kepler.

"Ja, genau."

"Und du rennst nicht weg? Was hat sie denn alles gesagt?"

"Einiges."

"Irgendetwas davon muss dich beeindruckt haben."

"Ja." Melissa lächelte. "Dass sie andeutete, du hättest Angst vor ihr."

"Selten", stellte Kepler klar. "Aber wenn, dann massiv", fügte er ehrlich hinzu.

"Deswegen gehorchst du ihr auch immer", provozierte Melissa weiter.

"Nein – oft."

"Aha." Schalk spielte in Melissas Blick. "Und was machen wir dann jetzt?"

"Gehen auf mein Zimmer und spielen ein Spiel."

"Monopoly, oder was?"

"Ne." Kepler sah sie mitleidig an. "Karten."

"Ach?" Melissa befürchtete sichtlich eine monströse Falle. "Und was so?"

"Wie – was so? Strippoker natürlich, was sonst."

"Du kannst das gut?", mutmaßte Melissa mehr, als dass sie es fragte.

"Klar."

"Ich kann aber kein Poker", versuchte Melissa das Unheil abzuwenden.

"Ich war früher mal ein guter Ausbilder", beruhigte Kepler sie. "Ich werde dich anleiten und dich vor den größten Fehlern bewahren."

"Vielen Dank auch", meinte Melissa skeptisch.

"Sehr gern."

"Habe ich überhaupt eine Chance?", hakte Melissa nach.

"Je nach dem, worauf."

"Zu gewinnen?"

"Nö", antwortete Kepler lapidar und ehrlich.

"Was habe ich dann davon?", verlangte Melissa zu wissen.

"Du lernst Poker", meinte Kepler. "Und wenn du ohne die ganzen Erzeugnisse der Textilindustrie dasitzt, dann sehe ich etwas sehr Schönes."

Melissa blinzelte kurz, dann fing sie sich wieder.

"Du bist zwar schlau, aber deinen Komplimenten fehlt der letzte Schliff."

"Ich habe andere Qualitäten", behauptete Kepler.

"Du hast also vor zu gewinnen, ja?"

"Ne – ich werde."

"Soso", meinte Melissa. "Und was bitte fängst du mit dem Gewinn an?" Kepler stierte sie an. Aber ihr Blick war nicht mehr schelmisch. "Hast du vor, Omas Verbot zu missachten?", fragte sie.

"Natürlich. Meine selektive Immunität betrifft hauptsächlich diese eine Sache."

"Ist Omas Zimmer nicht direkt neben deinem?"

"Ich bin Aufklärer. Nicht mal du wirst merken, wie ich dich ins Bett schleuse."

"Du denkst nicht an Omas Strafgericht?"

"Ne", antwortete Kepler. "Im Moment denke ich an etwas völlig anderes."

Er stand auf und nahm Melissas Hand. Sie ließ sich aber nicht hochziehen, sondern sah ihn nunmehr ernst an.

"Du bist dir deines Erfolges ja ziemlich sicher."

"Mel." Kepler ließ ihre Hand nicht los. "Du lässt Wochen nichts von dir hören, dann tauchst du plötzlich hier auf, guckst mit meiner Oma vergilbte Fotos an und wartest auf mich. Wie lange eigentlich?"

"Ich bin mit dem Zwanzig-Uhr-Zug gekommen."

"Oha." Kepler grinste. "Ich bin mir sicher."

Sie stand aber auch bei seinem nächsten Versuch, sie hochzuziehen, nicht auf.

"Ich kann das aber nicht. Ich bin keine siebzehn mehr, ich habe keine Lust, mich vor deiner Oma zu verstecken. Sie hat es erstens verboten, zweitens sitzt sie bestimmt mit einem Besen bewaffnet an der Tür und lauert."

Kepler kratzte sich an der Stirn.

"Da könntest du glatt recht haben." Er grinste. "Dann bringe ich, ganz der Kavalier, zu dem Oma mich so mühevoll erzogen hat, dich ganz gesittet nach Hause." Diesmal stand Melissa auf, sobald er leicht an ihrer Hand zog. Sie schlang die Arme um seinen Hals und küsste ihn. Er erwiderte so heftig, dass sie aufstöhnte. "Mel, leise bitte", murmelte er.

Sie drückte ihn empört von sich. Kepler ignorierte es und versuchte, sie weiter zu küssen. Melissa schubste ihn unbarmherzig in Richtung der Tür.

Fast zwanzig Minuten lang fuhren sie schweigend. Kepler sah, dass Melissa etwas ansprechen wollte, aber zögerte, es zu tun.

"Sag was du denkst, das Leben ist zu kurz für unausgesprochene Gedanken."

"Du wohnst bei deiner Oma. Und du gefällt mir als Mann, nicht als Junge."

"Ich suche mir schon eine eigene Wohnung."

Melissa lächelte kurz, dann blickte sie nachdenklich aus dem Seitenfenster in die Dunkelheit. Plötzlich legte sie ihre Hand auf die von Kepler, die auf dem Schalthebel lag. Diese Geste war für ihn ein kleines Wunder. Deswegen war er nicht enttäuscht, weil Melissa ihn nicht bat, mit herein zu kommen. Ihr Abschiedskuss war Verheißung genug. Am Auto drehte sich Kepler um. Melissa stand noch immer in der Tür, und im stumpfen Licht der Eingangsbeleuchtung machte ihr Gesicht den Eindruck, als wollte sie ihre Meinung revidieren. Kepler wartete das Ergebnis ihrer Überlegungen nicht ab, er winkte knapp und

stieg ein.

Die Straßen waren leer. Kepler schaltete den Tempomaten ein und ließ den Audi gleiten. Er kam trotzdem schnell wieder nach Hause. Und er hörte Oma sich tatsächlich im Bett umdrehen, als er an ihrer Tür vorbei schlich. Er grinste vergnügt. Noch nie hatte er seine Großmutter um den Schlaf gebracht, indem er ihr gehorcht hatte. Erheitert legte er sich in sein sauberes, weiches Bett.

Schnell abschalten und zur Ruhe finden konnte er wirklich sehr gut. Aber er war Scharfschütze. Und es war noch zu kurz her, als dass er schlafen konnte, ohne dass ein Teil seines Verstandes wach blieb, während sein Körper sich erholte. Im Krieg rettete solches Dösen das Leben, weil man manchmal von einer Sekunde auf die nächste schießen musste. Oder weil man danach einfach Kraft hatte, einen weiteren Tag, oder zwei, auf der Lauer zu liegen.

Während ein Teil seines Verstandes eindämmerte, fragte sich Kepler, warum seine Erinnerungen an Afrika im wachen Zustand immer nur die an schöne Dinge waren, an das Farbenspiel des Himmels in der Dämmerung oder an das Lachen kleiner Kinder. Und warum nachts die anderen Bilder kamen. Nicht die von sich freuenden Menschen, die sie empfangen, wenn sie ihr Dorf befreit hatten. Sondern immer nur die Bilder vom Ende. Als er noch geglaubt und gekämpft hatte, obwohl es schon längst zu spät gewesen war.

Der letzte Kampfeinsatz hatte ihn und seine fünf Männer durch das ganze Reich von Abudi geführt. Sie hatten die übriggebliebenen Teams der Rattenbrigade inspiziert, ihren Kampfgeist gestärkt und ihnen Mut gemacht. Die Teams hatten wirklich gute Arbeit geleistet, und vier Einheiten hatten zusammen den Verlust nur eines Mitglieds zu beklagen.

Aber das Team Zwei hatte innerhalb von drei Wochen

vier verloren. An der südlichen Grenze von Abudis Reich hatte sich eine Gruppe desertierter Regierungssoldaten zusammengeworfen und verwüstete nun ganze Landstriche. Der nur einhundert Mann starke Verband zog marodierend umher und entwich Abudis Einheiten. Team Zwei hatte die Bande innerhalb von Tagen um ein Drittel dezimiert. Aber als Kepler den Stützpunkt des Teams erreichte, war dieser leer.

Die Männer kehrten am Abend zurück. Mit leergeschossenen Waffen, nur in ihren Pistolen steckten noch geladene Magazine, mit grimmig verzerrten Gesichtern, die zu keiner Regung mehr fähig waren. Schmutzig, in zerrissenen, blutverschmierten Kleidern, bildeten sie vor Kepler, der ihnen entgegengerannt war, eine Reihe. Er salutierte zurück und winkte ab, als der Leutnant ihm Bericht erstatten wollte, und schickte die Männer sich sauber machen und essen.

Er selbst hatte dagestanden und im Licht der Abenddämmerung auf zwei tote Kameraden geblickt, die das Team Zwei aus dem Feuer zurückgebracht hatte...

Kepler stand auf und ging zum Fenster. Er hatte nicht lange geschlafen, der Morgen brach erst an. Kepler stand da, blickte hinaus und wünschte sich, die Erinnerung an Melissas weiche Haut würde sich nicht so verflüchtigen, wie es das morgendliche Grau über den Dächern der kleinen Stadt draußen tat.

Melissa war eine unverdiente Chance. Aber wofür eigentlich, und was er damit anfangen sollte – oder konnte – das wusste Kepler nicht. Im Moment war er einfach schlecht im Realisieren. Er musste sich in diesem Leben erst zurechtfinden, und auch neu lernen, richtig mit einer Frau umzugehen. Nicht, weil er Angst vor Melissa hatte. Er hatte sie um sie. Denn wenn kein Wunder geschah, würde er auch diesmal wieder alles kaputt machen, es war

nur eine Frage der Zeit. Mehr, als es langsam anzugehen, um möglichst keine Fehler zu machen, wusste er nicht, was er versuchen konnte. Einzig, dass Oma Melissa so bereitwillig akzeptiert hatte, erfüllte ihn mit etwas Zuversicht. Und immerhin war er am Leben. Es könnte sogar gut werden.

5. Je mehr Zeit verging, desto deutlicher spürte Kepler, dass die Liebe seines Bruders zu ihm mit der Abneigung rang. Er nahm es Jens nicht übel, aber er wollte auch dessen vorwurfsvollen Blick nicht ständig ertragen müssen, weil er keine Reue wegen seines Tuns in Afrika zeigte. Und weil Jens fast jeden Tag bei Oma war, und wenn nur für eine halbe Stunde, wollte Kepler für Abstand sorgen. Wegen Melissa machte er es zielstrebig.

Aber er wollte etwas haben, das ihm richtig gefiel, damit er nicht nach zwei Monaten etwas anderes suchte. Sein Problem war, dass er nicht genau wusste, was er brauchte, damit sich dieses Gefühl einstellte. In Steinfurt und Umgebung fühlte er sich wie auf einem Präsentierteller. Die Stadt war ihm zu bekannt, hier hatte er bei keiner Wohnung ein stimmiges Gefühl. Er vermisste Afrika. Ihm fehlten der Dschungel und die Savanne, ihre Abgeschlossenheit und ihre Geräuschkulisse, und das Gefühl, frei zu sein. Dort konnte man für sich allein sein, obwohl die Umgebung um einen herum voll mit Leben war.

Vielleicht weil Katrin dort gelebt hatte, fuhr er aufs Geratewohl nach Kiel.

Diese Stadt war vom Meer geprägt, und dessen endlose Weite zog Kepler irgendwie magisch an. Er fuhr nicht in die Innenstadt, sondern parkte den Wagen unweit der Kieler Förde und ging in Richtung der Außenförde, dem Übergang in die Kieler Bucht, weiter.

Die Portalkräne von HDW verschoben ihre Lasten über

dem halbfertigen Körper eines im Bau befindlichen Schiffsprototyps, und Kepler sah ihnen eine Zeitlang zu. Dann ging er weiter, bis er am Leuchtturm angekommen war. Vor dem weiß-roten Gebäude blieb Kepler stehen und sah sich um. In seinem Innern wisperte es undefinierbar. Er ging zurück und bog zum Hafen ab. An den Kais lagen Fährschiffe und ein AIDA-Kreuzfahrtdampfer. Als Kepler an ihnen vorbeiging, stiegen in ihm die Erinnerungen an Mombasa hoch. Es war noch keine zwei Monate her, dass er dort gewesen war, doch ihm kam es vor, als wäre das alles in einem anderen Leben passiert. Aber es war auch ein anderes Leben gewesen. Im kenianischen Hafen, der bei weitem nicht so sauber und ordentlich gewesen war, hatte er sich lebendig gefühlt, trotz der Tatsache, dass er auf der Flucht war, dass ihm der Tod im Nacken saß und er nicht wusste, ob er es je zurück nach Deutschland schaffen würde. Und nun war er nicht mehr in Afrika. Er war nicht mehr in Gefahr. Er konnte ein ziemlich unbeschwertes Leben genießen. Nur – er fühlte sich nicht zu Hause. Zeit war vergangen, mehr nicht. Kepler überlegte, wie sein Leben weitergehen könnte – oder sollte – und welche Rolle Melissa darin hatte, und ob er mit ihr das Gefühl wiederfinden könnte, richtig zu leben. Aber er fand keine Antwort darauf.

Der Kieler Hafen schlug nur wenige Waren um, er war fast nur für den Fährverkehr von Bedeutung. Deswegen lag auch nur ein einziges Containerschiff hier. Abseits, als wenn sich dieses Arbeitstier scheuen würde, neben seinen glitzernden Brüdern zu liegen, die Menschen beförderten.

Beim schwachen Duft des salzigen Wassers und beim Anblick des Ozeanriesen verspürte Kepler eine unendliche Rastlosigkeit. Sie zerrte an ihm, er wollte auf diesem Schiff sein und wegfahren. Es war nicht das Fernweh. Katrin hatte recht gehabt, Afrika ließ nicht los. Er wollte dorthin zurück. Wie nach Hause.

Er verharrte am Wegrand und starrte entrückt auf das Wasser. Sein Atem ging ruhig, sein Kopf war frei und leer. In solchem Zustand, einer Art loser Konzentration wie im Wachschlaf, hatte er früher auf ein Ziel gelauert. Er stand da und vermisste die Stunden, die er so mit dem Gewehr verbracht hatte.

Ein anderer Containerfrachter fuhr majestätisch langsam an ihm vorbei. Das Horn des Schiffs heulte kurz auf, als sich der Ozeanriese aus dem Hafen verabschiedete. Unwillkürlich riss Kepler den Arm zum Gruß hoch. Einige Passanten sahen ihn verwundert an, aber ihm war es egal, sein Blick war auf das sich langsam entfernende Schiff gerichtet. So unsinnig es war, ihm kam es vor, als würde sich zusammen mit dem Schiff auch eine Chance entfernen. So wie der Airbus damals Katrin mitgenommen hatte. Kepler wusste, dass er weder sie noch Afrika nicht nur niemals vergessen konnte – er würde sie beide immer vermissen.

Trotz Melissa. Kepler hoffte, dass es möglichst bald anders werden würde, dass die keimende Beziehung zu ihr eine Chance war, damit sein Leben wieder einen Sinn ergab. Aber im Moment sah er ihn einfach nicht. Bedrückt drehte er sich um und verließ den Hafen mit schnellen Schritten. Anstatt in die Kieler Innenstadt, fuhr er zurück nach Hause.

Er war nicht fähig, Afrika zu vergessen. Nichts konnte ihn diesen Kontinent vergessen lassen. Afrika war ein Teil seines Lebens und auch ein Teil von ihm und würde es immer bleiben. Er musste lernen, damit zu leben. Mit Abudis Tötung hatte er sich die Möglichkeit, wieder dahin zu gehen, verbaut. So wie er Jahre zuvor wegen der Schlägerei nicht zurück nach Hause gekonnt hatte. Im Nachhinein wäre Gefängnis vielleicht die bessere Wahl gewesen. Aber eigentlich nicht. In Afrika hatte er eine Chance gehabt. Er hatte seinen Traum nicht verwirklicht, doch er

war dankbar dafür, einen überhaupt gehabt zu haben.

Es tat nur höllisch weh.

6. Dass Melissa sich so lange nicht gemeldet hatte, war überhaupt kein Zögern gewesen. Nach Abschluss von Keplers Fall war ihre Verwendung als Staatsanwältin beendet worden und man hatte sie zur Richterin am Mindener Amtsgericht berufen. Aufgrund dieser Veränderung hatte sie einfach keine Zeit gehabt.

Kepler passte es ganz gut, dass die Mühen mit dem beruflichen Wechsel und dem Umzug nach Minden Melissa immer noch ziemlich einnahmen. Ihm gefiel ihre Zielstrebigkeit, aber er musste sich erst daran gewöhnen. Und er wollte keine Ratschläge für seine eigene Wohnungssuche haben. Von niemandem.

Kiel hatte Kepler an den afrikanischen Dschungel erinnert. Er hatte sich in dieser Stadt auf eine sonderbare Weise frei und lebendig gefühlt. Dahin ziehen wollte er jedoch nicht. Nicht, weil Kiel weit von Zuhause und von Melissa war, sondern, weil er sich dort unentwegt an Katrin erinnern würde. Er empfand zwar keinen Schmerz mehr über ihren Verlust, aber er wollte nicht an sie erinnert werden. Er freute sich nur über ihr letztes Geschenk, die Erkenntnis darüber, wo er leben wollte – in einer Großstadt. Jetzt musste er nur noch eine finden, in der sich in seinem Inneren dasselbe Gefühl wie in Kiel einstellen würde.

In dieser Hoffnung durchstreifte er Bielefeld. Die Stadt hatte zwar mehr Einwohner als Kiel, besaß aber nicht das Flair einer Weltstadt, das die Hauptstadt von Schleswig-Holstein wohl durch den Hafen hatte. Osnabrück war kleiner als Kiel und hatte noch weniger davon, was Bielefeld schon zu wenig hatte. In Münster fuhren zu viele Fahrräder herum und insgesamt wirkte die Stadt wie ein großer Uni-Campus auf Kepler. Minden war wie Bielefeld. Au-

ßerdem, es war zu nah an Melissa, sollte es mit ihnen beiden nicht klappen. Weiter nach Süden wollte Kepler nicht, es blieben noch Hannover und Bremen. Hannover war vom Gefühl her zwar schon ganz gut, aber Bremen erwies sich als noch besser.

Die zehntgrößte Stadt Deutschlands hatte Häfen. Keiner davon war wie der in Kiel, aber sie gaben der Stadt dasselbe maritime Flair, das Kepler in Kiel gefallen hatte. Seine Sehnsucht nach der Ferne verspürte Kepler jetzt beständig, und Bremen fühlte sich irgendwo zwischen Kiel und seiner Verheißung der unendlichen Weite, und Steinfurt und dessen Beständigkeit an. Die Immobilienpreise in Hansestädten waren dagegen sehr viel weniger erbaulich als die in Keplers Heimat. Wollte er etwas Anständiges haben, musste er eine Wohnung mieten, anstatt eine zu kaufen, sonst würden die Zinsen nicht ausreichen, um weiterhin ohne Arbeit auszukommen.

Wenn Kepler an einen beschaulichen Job, an Altersvorsorge oder an so etwas dachte, überkam ihn ein Gefühl der Sinnlosigkeit. Würde sich die Agentur in Münster mit etwas Brauchbarem melden, war es gut. Wenn nicht, dann wollte Kepler nichts tun, das nicht seiner Natur entsprach. Er war Soldat. Und der einzige Versuch, das zu verleugnen, war mit der UNO mächtig danebengegangen.

Oma fand das widernatürlich. Und als Kepler von seinem Vorhaben erzählte, nach Bremen zu ziehen, waren weder sie noch Sarah begeistert. Zu seinem Erstaunen versuchte keine der beiden, ihn davon abzubringen. Wahrscheinlich verstanden sie doch in etwa, was in ihm vorging. Kepler fühlte sich nach dem Gespräch erleichtert, obwohl ihn störte, dass es seinem Bruder völlig egal war.

Dank Internet und Telefon war die Wohnungssuche nicht schwer. Einige Male fuhr Kepler nach Bremen, um eine Wohnung anzusehen, aber es war nichts gewesen, was ihm

gefallen hatte. Das frustrierte ihn einerseits. Andererseits, solange er bei Oma wohnte, konnte er etwas für sie tun, er wollte ihre grenzenlose Liebe zu ihm zumindest ein wenig erwidern.

Die Wohnungssuche hatte den positiven Nebeneffekt, dass Oma sich endlich mal etwas sagen ließ. Zumindest lernte sie die Vorzüge einer klimatisierten Limousine mit Chauffeur schätzen, sogar erstaunlich schnell für ihr Alter. Kepler kutscherte sie gern herum, auch wenn es ihn manchmal bei der Wohnungssuche störte, aber so brauchte sich Oma nicht auf ihrem alten Fahrrad abstrampeln. Ein neues hatte sie nämlich nicht gewollt. Und sie widerstand Keplers Versuchen, sie in Urlaub zu schicken, indem sie sich auf ihre schwächelnde Gesundheit berief. Die erlaubte ihr trotzdem nach wie vor, in ihrem Gesangverein mitzumachen. Keplers Andeutungen, und auch direkte Worte, dass ein Urlaub die Gesundheit stärken würde, prallten an Oma einfach ab.

Sie regierte ihre kleine Familie rigoros wie eh und je. Es störte sie nicht, dass Jens und Sarah eine eigene Familie waren, oder dass Kepler erwachsen war. Das Abendessen hatte in ihrer Küche stattzufinden, und zwar nach ihren Regeln. Bei den Albereien zwischen den ernstesten Gesprächen, wenn Kepler und Sarah einander aufzogen, würzte Oma die Sticheleien mit bissigen Kommentaren. Nur um in dem Augenblick, wenn sie sich völlig entspannten, alle herumzukommandieren. Einer hatte abzuwaschen, der andere zu putzen, der dritte sonst was. Währenddessen machte Oma es sich selig grinsend auf dem Sofa bequem, Robert in den Armen. Sarah bekam ihn nur, wenn sie ihn füttern musste, Jens nur zum Windelnwechseln. War die Angelegenheit erledigt, war der Kleine umgehend wieder abzuliefern. Kepler brachte es nicht über sich, auf seinem Anteil an dem Jungen zu bestehen. Oma blühte richtig auf, wenn sie ihren Urenkel um sich hatte. Jens und Sarah

konnte sie nicht mehr wie früher umsorgen, Kepler stellte sich nach wie vor bockig an, deswegen hatte Oma nur Robert.

Aber einmal überließ sie ihn Kepler plötzlich von sich aus für fast den ganzen Abend. Unter ihrem misstrauenden Blick hielt Kepler seinen Neffen fest. Der Kleine, der bis dahin auf die Welt pfeifend geschlafen hatte, wachte auf und sah ihn erst argwöhnisch an, dann knetete er grinsend seine Nase. Als Kepler in die leuchtenden Augen des Babys sah, die voll Staunen und unsäglicher Freude in die Welt schauten, überkam ihn die Sehnsucht nach etwas, was er sein ganzes Leben lang gesucht hatte. Aber er wusste nicht, was es war. Dann wich die Freude der Angst um seinen Neffen. Er hatte viele Babys gesehen, die keine Zukunft gehabt hatten, nicht einmal einen würdevollen Tod. Ahnte seine Familie wenigstens ansatzweise, wie gesegnet sie war? Wahrscheinlich nicht. Aber Oma bestimmt doch. Der kleine Junge in Keplers Armen hörte plötzlich auf, ihn an der Nase zu ziehen und sah ihm ernst in die Augen. Dann lächelte er, zahnlos und breit. In diesem Augenblick wusste Kepler, dass nicht alles vergeblich war.

Aber warum, das konnte er nicht nachvollziehen.

Dieser Ansatz eines leisen Gefühls der Erleichterung war kaum wahrnehmbar, am nächsten Tag spürte Kepler nichts mehr davon, aber die Erinnerung daran war geblieben. Diese Erinnerung und die an das Gefühl von Zuhause und an Omas Hand, runzelig und voller Liebe, die seine Wange berührte, als er auf dem Sofa im Wohnzimmer eingeschlafen war, sie waren ein Segen.

Kepler fragte sich, womit er ihn verdient hatte. Katrin hatte geschrieben, dass nicht einmal ihre Eltern verstanden, was mit ihr passiert war. Oma wusste auch nicht, wie Afrika war, aber sie redete nicht unwissend auf ihn ein. Weil sie in ihrem Leben genügend schwere Zeiten durch-

gemacht hatte. Und er war oft der Grund dafür gewesen. Doch sie liebte ihn. Und Jens und Sarah und den kleinen Robert. Sie hatte ein großes Herz, die Frau, die ihnen allen eine Mutter war.

7. An einem Freitag ging es Oma schlecht und Kepler fuhr sie zum Arzt.

Während er in der Praxis wartete, las er den Stern. In der Zeitschrift war ein Bericht, beziehungsweise Mutmaßungen, über den Einsatz des KSK in Afghanistan abgedruckt. Kepler ärgerte sich über den besserwisserischen Ton des Artikels und sehnte sich nach dem Gefühl der Gefahr und der Kameradschaft, und nach jenem, etwas Wichtiges zu tun. Auch wenn die Gesellschaft nicht verstand, warum sie in den Krieg zogen, ihr Leben riskierten und bereit zu sterben waren.

Nachdem Oma beim Arzt fertig war, fuhr Kepler sie zu einer Apotheke. Aus einem Impuls heraus rief er Melissa an, sagte das vereinbarte Treffen ab und bestand darauf, Oma auszuführen. Sie wehrte sich erst dagegen, aber er war nicht umsonst ihr Enkel, er konnte auch sehr gut aufstürzen. Nach einigem Kräftemessen gab Oma klein bei. Im Gegenzug überließ Kepler ihr die Wahl des Restaurants. Sie aßen gutbürgerlich deutsch, und nach einem winzigen Gläschen Wein für den Appetit lebte Oma auf. Sie erzählte, wie sie achtundvierzig für die Familie zu Weihnachten ein solches Schnitzel, wie sie es jetzt aßen, aufgetrieben hatte. Kepler hatte ähnliche Geschichten schon früher von ihr gehört, aber damals hatte er sie nicht zu würdigen gewusst. Jetzt, mit eigener Erfahrung, verneigte er sich im Geiste ehrfürchtig vor Oma und vor anderen Frauen wie ihr, die nach dem Krieg das Land wieder aufgebaut hatten. Fassungslos fragte sich Kepler, woher sie die Kraft gehabt hatten, Frauen, Mütter und Heldinnen zu sein. Oma schöpfte ihre Kraft aus derselben Quelle, von

der Marie gesprochen hatte, als sie in seinen Armen starb. Oma erzählte ohne Pathos, sie lachte sogar dabei, aber Kepler wusste, was Oma und Frauen wie sie damals geleistet hatten, er hatte das Elend des Krieges zu genüge gesehen. Und er wusste auch, wie wenig Dank diese Menschen dafür bekommen und wie wenig Achtung seine Altersgenossen dieser Generation erwiesen hatten.

Zu Hause sahen sie fern. Sie erwischten natürlich einen Liebesfilm. Oma mochte auch moderne Filme, obwohl ihr die mehr oder weniger unterschwellige Erotik darin fürchterlich gegen den Strich ging. Kepler amüsierte sich verhalten darüber, was Oma noch mehr aufregte, bis sie sein fieses Spielchen durchschaute und ihn dazu verdonnerte, Tee zuzubereiten. Es lief wie schon vor Jahren, und sie beide hatten es vermisst. Nun nahmen sie das alte Spiel mit neuem Elan auf.

Kepler holte ihr den Tee, aber weil die ellenlange Werbepause immer noch andauerte, fragte Oma ihn über Afrika aus. Und genauso wie Sarah konnte sie sich das Leben dort nicht vorstellen. Kepler holte den Laptop und Katrins DVD.

Die Werbung war längst vorbei, aber Oma hatte den Film völlig vergessen. Sie sah die Bilder an, die Tasse mit dem erkaltenden Tee in der Hand, und sie litt.

"Deswegen kam Katrin mir so verletzt vor", sagte sie nachdenklich. "Sie hatte nur gelächelt, wenn sie von dir sprach."

Sie verstummte mit einem schweren Blick.

"Eigentlich willst du wissen, was ich dort getan habe", erriet Kepler.

"Ich habe etwas mitbekommen, als du und Sarah geredet habt", sagte Oma zögernd und verlegen. "Ich wollte mir nur ein Glas Wasser aus der Küche holen."

Dass sie nie lauschen würde, das wusste Kepler.

"Was willst du wissen?"

"Du hast einen Jungen getötet?", fragte Oma nun gefasst. Kepler überlegte, wie viel es sie gekostet hatte, auf dieses Gespräch zu warten.

"An dem Tag habe ich sechzehn Menschen getötet. Auch diesen Jungen. Die Nonnen hatten für ihn gesorgt, aber er überfiel sie."

Kepler erzählte ihr, wie Tatukis Leute die fünf Nonnen umgebracht hatten.

"Was hast du dabei empfunden?", fragte Oma scharf, nachdem er fertig war.

"Ich wollte die Frauen retten, aber ich kam zu spät. Es war nur gerecht, dass dieser kleine Killer und die anderen nicht weiterlebten, ich konnte sie nicht davon kommen lassen. Oder meinst du, ich habe aus Spaß getötet?" Oma schwieg und Kepler schüttelte erschrocken den Kopf. "Ich bin Soldat, Oma. Meinetwegen bin ich ein Killer, aber ich bin kein Sadist." Er atmete durch. "Im Kosovo habe ich meine Macht über Leben und Tod kennengelernt", sagte er leise, "und sie ist wirklich süß." Er blickte Oma in die Augen. "Aber so viel hast du mir beigebracht, dass ich niemand Unschuldigem etwas tun würde. Du warst immer bei mir, Oma, und hast auf mich aufgepasst, und ich habe gebetet, dass ich nicht so werde, wie Abudi dann geworden ist. Ich habe ihn erschossen, weil er sich von dieser Macht hatte korrumpieren lassen."

"Gut", sagte Oma und ihr Blick wurde weicher. "Es ist nur schwer, so etwas zu hören." Sie atmete durch. "Du hast getan, was du für richtig gehalten hast. Zumindest warst du davon überzeugt, auch wenn dem in Wirklichkeit nicht so ist."

Kepler war erleichtert, dass Oma ihn nicht von vorneherein verurteilte. Aber das hatte sie nie getan. Er sah ihr in die Augen.

"Ich weiß. Aber ich würde es trotzdem wieder tun. Wenn es wieder dieser Tag wäre, würde ich es tun, auch wenn

ich wüsste, dass es vergebens ist. Es ist trotzdem besser, als nichts zu tun und Menschen beim Sterben zuzusehen."

"Es mag richtig sein", sagte Oma. "Aber bist du dir sicher, ob es das auch ist?"

"Genau das ist es, das bin ich nicht." Kepler schüttelte den Kopf. "Ich weiß sogar, dass es eigentlich falsch war." Er sah seine Großmutter hilflos an. "Aber Oma, Afrika ist anders. Was ich da getan habe, schien mir unter den Umständen dort das einzig Richtige zu sein, manches mehr, manches weniger. Deswegen meine ich, nicht ganz falsch gehandelt zu haben. Deswegen kann ich schlafen."

"Aber nicht gut." Oma streichelte über seine Hand. "Und wenn du irgendwann endlich zu der Erkenntnis kommst, dass es das Falsche war, und du es nachvollziehen kannst, dann tue Buße und es wird dir vergeben."

"Das hat die Nonne auch gesagt", murmelte Kepler. "Oma", er sah seine Großmutter an, "wenn ich nicht an Gott glauben würde, hätte ich mir längst eine Kugel in den Kopf gejagt. Nur kann ich nicht so wie du glauben, ich bin nicht so stark." Er blickte in die Ferne. "Diesen Nonnen hat Gott die Kraft gegeben, mit solcher Würde und Stärke zu sterben, wie ich sie bei keinem Soldaten je gesehen habe. Aber wozu?" Er blinzelte hilflos. "Was ist mit Katrin? Sie hat niemanden getötet, aber ihr geht es noch schlimmer als mir. Warum?"

"Ich bin schon lange auf dieser Welt, aber ich weiß nicht alles." Oma sah ihn an. "Ich weiß aber, dass bei unserem himmlischen Vater die Antworten und die Vergebung sind. Und bei Ihm ist die Liebe."

"Meinst du, Gott will etwas von mir wissen?", fragte Kepler gehetzt. "Ne."

"Wieso glaubst du das?" Keplers Großmutter schüttelte den Kopf, dann lächelte sie ihn an. "Gott liebt dich. Habe Vertrauen zu Ihm."

"Oma, du spinnst", erwiderte Kepler verbissen. "Ich bin

es nicht wert."

"Du irrst dich", widersprach seine Großmutter entschieden. "Und deswegen fühlst du dich auch verloren. Der Sohn Gottes ist für dich gestorben, so sehr liebt Er dich." Sie hielt inne. Sie sah blutenden Herzens, dass Kepler überhaupt keine Lust hatte, ihre Bezeugungen über den Glauben zu hören, der sie durch ihr schweres Leben getragen hatte. "Irgendwann wirst du es erkennen, freiwillig oder nicht, dass es ohne Ihn keinen Ausweg gibt. Ich hoffe nur, es wird nicht zu spät sein. Und solange liebe ich dich auch." Sie lächelte und sah ihm tröstend in die Augen. "Ich werde für dich beten", versprach sie. "Und für Katrin."

"Danke, Oma", sagte Kepler in ehrlicher Dankbarkeit, und für einen kurzen Moment hatte er eine irre Hoffnung, dass alles gut werden würde.

Oma zog ihn zu sich und streichelte über seine kurzen Haare, wie sie es getan hatte, als er noch klein war. Dann nahm sie seinen Kopf in beide Hände und sah ihm in die Augen. Kepler blickte zurück, und das, was er in den Augen seiner Großmutter sah, das war es, was ihm sein ganzes Leben lang Kraft gegeben hatte. Oma lächelte und küsste ihn auf die Stirn. Und nachdem sie ihn geküsst hatte, fühlte er sich in ihren Händen geborgen, wie damals als kleiner Junge, als sie ihn getröstet hatte. Aber er spürte auch, dass die Hand, die sanft über seine Wange strich, jetzt ganz leicht zitterte.

Seine Geschichte war wohl zu viel für Oma gewesen, sie ging gebeugt aus dem Zimmer. Kepler schalt sich, dass er es ihr erzählt hatte, dass er ihr auch noch seine Probleme aufgebürdet hatte. Aber ihre tröstenden Worte ließen ihn leichter atmen. Und dass er sie beten hörte, als er an ihrem Zimmer vorbeiging, auch.

Am nächsten Morgen, als Kepler vom Laufen kam, buk Oma Pfannkuchen. Sie lächelte ihn an und servierte sie

ihm so, wie er sie als Kind gemocht hatte, golden, heiß und mit reichlich Himbeermarmelade. Kepler setzte sich an den Tisch und verschlang die zarten Kunstwerke. Erst danach ging er duschen. Oma hatte in der Zwischenzeit anscheinend Sehnsucht nach ihrem Urenkel verspürt und Sarah angerufen. Jens' Familie wohnte nur zwei Straßen weiter, Sarah war mit ihrem Sprössling schon da, als Kepler nach dem Duschen nach unten kam. Sein Neffe hatte heute aber nicht die Laune, seine Uroma mit seinem sonst so sonnigen Gemüt zu beglücken. Stattdessen wand er sich im Schalensitz und brüllte sich die Seele aus dem Leib. Sarah sah erschöpft und genervt aus, anscheinend betrieb der Kleine seine Beschäftigung schon seit Stunden. Kepler blickte völlig ratlos auf das brüllende Kind.

"Was ist mit Bob los?", erkundigte er sich.

"Der Arzt sagt, das sei nur eine Phase", antwortete Sarah erschöpft. "Wieso Bob?", entrüstete sie sich mit Verspätung. "Sein Name ist Robert."

"Der Typ ist nicht mal einen Meter groß, Robert ist zu lang", begründete Kepler seine Nennung. Sarah hatte nicht genug Kraft, anständig zu widersprechen, nicht einmal, um zu lächeln. Kepler sah die dunklen Ringe unter ihren Augen und nahm die Maxi-Kosi, bevor Sarah etwas sagen konnte. "Ich beruhige den Wurm", bot er an. "Ihr beide könnt solange Tee trinken."

Sarah widersprach nicht, nickte nur kraftlos und dankbar. Bob, der das Geschrei unterbrochen hatte, als Kepler die Sitzschale anhub, begann von neuem.

"Alter", sagte Kepler ihm draußen, "ich glaube, ich habe den Mund eben auch ganz schön voll genommen." Er blickte seinen Neffen widerwillig beeindruckt an. "Bis wohin reichen deine Lungen eigentlich, Kniekehlen?"

Zwei Stunden später sah er Sarah und Oma mit besorgten Gesichtern in der Einfahrt stehen. Er fuhr die Scheiben herunter, stellte den Motor ab, stieg leise aus und machte

vorsichtig die Tür zu. Sarah kam mit schnellen Schritten zu ihm.

"Wie geht es Robert?"

"Achtzehn Liter Diesel", schätzte Kepler. "Aber erst bei hundertachtzig ist Bob eingepennt. Ich bin vorsichtshalber noch rumgerast, nun schläft er tief und fest."

"Danke schön", hauchte Sarah und atmete erleichtert durch. Dann nahm sie sein Gesicht in die Hände und blickte ihm in die Augen. Oma hatte ihr wohl von ihrem Gespräch erzählt. "Geht es dir gut, mein Kleiner?"

Sie klang besorgt, seine Schwägerin oder Schwester, oder wer auch immer sie für Kepler war, einfach nur seine Sarah. Er nickte. Sarah streichelte über seine Wange, dann zog sie ihn zu sich und küsste ihn auf die Stirn.

Oma stand da und betrachtete sie mit einem Blick, in dem ihr ganzes Herz lag.

Als Jens' Erbe aufwachte, war er wie ausgewechselt. Er lachte und kehrte derart seine Schokoladenseite heraus, dass sowohl seine leidgeprüfte Mutter als auch die Uroma den Vormittag völlig vergaßen und ihn so verwöhnten, dass Kepler neidisch wurde. Bob suhlte sich regelrecht in der Entzückung der beiden Frauen. Kepler konnte es bald nicht mehr länger mitansehen, verzog sich in sein Zimmer und forschte im Internet nach Wohnungen in Bremen.

Er fand bald eine, die ihm auf Anhieb gefiel. Das Haus war ein Altbau, aber renoviert, und hatte eine Tiefgarage. Die Miete war höher, als Kepler eingeplant hatte, dafür war fast die gesamte Inneneinrichtung schon drin. Kepler rief sofort den Makler an. Der war unterwegs, und bat, morgen nochmal anzurufen, aber eine Besichtigung war kurzfristig möglich. Der Einzug auch. Kepler lehnte sich zurück und verschränkte die Arme hinter dem Kopf. Er war mit sich und der Welt zufrieden. Er hatte Bob ruhiggestellt, eine gute Wohnung war in Aussicht und Oma und

Sarah machten gerade Lasagne.

Mehr konnte man von einem Tag nicht verlangen.

8. Eine Woche später feierten sie Sarahs Geburtstag. Sarah wollte keine rauschende Party, stattdessen grillten sie mit zwei Freunden von Sarah und Jens und deren Kindern in Omas Garten. Das Wetter war schön, Jens konnte genauso gut grillen wie Geschichten erzählen, und die Kinder hatten genug Platz zum Spielen. Die Feier dauerte bis in den Abend hinein.

Mit Melissa hatte Kepler in der Woche telefoniert. Sie war vollends damit beschäftigt gewesen, ihre Wohnung fertig zu kriegen und sich auf der neuen Stelle einzuarbeiten. Kepler war drauf und dran gewesen, sie zu fragen, ob er ihr irgendwie helfen könnte. Aber Melissa war eine selbständige Person, so hatte er beschlossen, sie fragen zu lassen. Sie hatte es nicht getan. Deswegen war ihr Anruf für ihn eine Überraschung. Er freute sich, dass jemand um seinetwillen etwas von ihm wollte. Er hörte Melissas warme Stimme und verlor sich darin. Ihr Husten riss ihn aus seiner Verträumtheit.

"Dirk, hörst du mir überhaupt zu?"

"Natürlich."

"Was habe ich eben gesagt?"

"Keine Ahnung."

Sogleich stellte Kepler fest, dass manchmal nicht nur Blicke mehr vermittelten als Worte. Keine Empörung hätte spitzer als Melissas Atem klingen können.

"Wenn die Menschheit euch nicht brauchen würde, würden wir ganz gut ohne euch auskommen, weißt du das?", erkundigte sie sich selbstgefällig.

"Gleichfalls", entgegnete Kepler. "Nur wäre die Welt ohne Frauen nicht so bunt." Der letzte Satz war seine ehrliche Meinung, kein Schmeicheln. Er hatte trotzdem keine

große Hoffnung, dass ihm das etwas genutzt hatte. "Zurück zum Thema. Meine Antwort war insofern korrekt, als dass ich deiner Stimme zugehört habe", sagte er sachlich. "Was ist damit übrigens? Du krächzt."

"Meine Güte, wie nett", klagte Melissa und bekam einen Hustenanfall. "Davon rede ich die ganze Zeit. Ich bin nämlich erkältet", sagte sie deutlich verlangend, nachdem sie mit dem Husten fertig war. "Und leide hier ganz allein."

"Oma sagt immer, Honig solle gut gegen Erkältung helfen", sinnierte Kepler laut. "Ich könnte dir welchen bringen."

"Tu das sobald du wieder klar denken kannst", verlangte Melissa. "Ach nein, das würde Äonen dauern, komm lieber sofort", entschied sie sich sogleich um.

Kepler überlegte sich eine Vergeltung für diese Worte.

"Ich muss erst noch etwas erledigen, das wird dauern. Halte dich aufrecht."

"Dann bis bald", verabschiedete sich Melissa enttäuscht.

Kepler legte auf und ging in die Küche. Seine Vermutung war richtig, Oma stand an der Anrichte und fertigte Schnittchen an. Kepler fragte nach Honig und bekam prompt ein Glas, eine Flaumdecke zum Wärmen und Echinazeatabletten.

"Oma, das ist nicht für mich", sagte er, bevor die Ratschläge folgten.

Oma hielt inne.

"Für wen denn?"

"Melissa ist erkältet..."

Oma wühlte sofort eine Packung Pfefferminztee aus ihren Reserven.

"Mach ihr diesen Tee", befahl sie, "keinen Kaffee, klar!"

"Jawohl."

"Und fahr vorsichtig."

"Jawohl."

"Warte, ich gebe dir eine Tasche mit."

"Jawohl."

"Vielleicht sollte ich Hühnersuppe kochen, die hilft bei Erkältung gut", überlegte Oma. "So etwas dauert im Sommer, und dauert..."

"Ne, Oma, sie lacht mich aus..."

Seine Großmutter hörte dem versuchten Protest nicht ansatzweise zu.

"Nimm sie in der Thermoskanne mit", ordnete sie an.

Es hatte keinen Sinn zu widersprechen, wenn sie so drauf war.

"Jawohl."

"Wann willst du los?"

Kepler grinste.

"Um zwei."

"Leg dich noch vorher hin", bestimmte Oma.

"Wozu?"

"Du bist schon den ganzen Tag auf den Beinen."

"Pah...", machte er nur. Oma bedachte ihn mit einem eisernen Blick. "Och Oma, ich bin doch schon groß", versuchte Kepler seinen Standpunkt klarzumachen. "Wir haben Gäste. Wie sieht das denn aus?"

"Wenigstens für eine halbe Stunde", übergang Oma auch diesen Einwand.

"Mal sehen", resignierte Kepler. Dann lächelte er sie an. "Oma?"

"Ja?"

"Du bist die Beste."

Das hatte er schon sehr lange mal sagen wollen. Omas Gesicht hellte sich auf und Kepler verschwand aus der Küche, bevor sie etwas erwidern konnte.

Um elf ging Oma zu Bett, alle anderen blieben bis nach eins im Garten. Nachdem die Gäste verabschiedet waren, legte sich Kepler auf die Couch im Wohnzimmer hin. Nur Sekunden später ging das Licht wieder an.

"Dirk", hörte Kepler Sarahs warnende Stimme.

Er drehte den Kopf zu ihr. Sie deutete wortlos in Richtung Garten.

"Macht ihr beiden es in Ruhe, ohne dass euch jemand stört. Ist sehr förderlich für eine Ehe so etwas", sinnierte Kepler. "Außerdem fahre ich gleich zu Melissa und Oma befehl, ich müsse vorher etwas schlafen."

Es hatte immer nur eine Sache gegeben, bei der Sarah nie auf Oma gehört hatte. In allen anderen Belangen war Omas Wort für Sarah einfach nur Gesetz. Und es war egal, ob es ihr gefiel oder nicht.

"Dann mach das bloß, du kleiner weiser Kobold", sagte sie hilflos.

"Machst du bitte das Licht wieder aus, ja?"

Die Tür knallte nicht besonders laut, weil Oma schon im Bett war. Eine Zeitlang hörte Kepler auf die Geräusche im Garten. Er grinste und schlief ein.

Er schreckte auf. Eine Sekunde später wusste er wieder, dass er nicht im Sudan war. Die Wut über den Tod seiner Männer von Team Zwei zehrte aber immer noch an ihm und hinderte ihn am Atmen. Er setzte sich auf, sog seine Lungen mit Luft voll und hielt den Atem an. Das Bild der zwei Toten und der vier letzten Überlebenden von Team Zwei begann zu verschwinden. Kepler sah auf die Uhr, die Dunkelheit um ihn herum war auch verblasst. Es war kurz vor fünf. Eines anderen Tages. An einem anderen Ort. Ohne Todesgefahr. Aber allein.

Als Kepler hinaus stürmen wollte, sah er in der Küche die Tasche, die Oma vorbereitet hatte. Er schnappte sie und rannte aus dem Haus.

Er hatte eine ziemlich genaue Vorstellung davon, wann er in Minden sein wollte. Er lag um einiges hinter seinem Zeitplan zurück, deswegen trat er das Gaspedal durch, sobald er auf der Autobahn war. Manchmal waren ihm zwanzig Kilometer in Afrika sehr lang vorgekommen, jetzt